

Vorstellungen über soziale Ungleichheit: Interviews mit zwei Erwerbslosen

Lohmann, Susanne

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lohmann, S. (2014). Vorstellungen über soziale Ungleichheit: Interviews mit zwei Erwerbslosen. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 1, 31-39. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-7636>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

VORSTELLUNGEN ÜBER SOZIALE UNGLEICHHEIT. INTERVIEWS MIT ZWEI ERWERBSLOSEN

Susanne Lohmann

Einleitung

»Jeder will natürlich reich und berühmt und jung und schön sein. Aber das ist nichts, was ich jetzt so aus meiner Position hätte erreichen können. [...] Finde ich auch nicht erstrebenswert. Ist einfach so 'ne Traumwelt.«¹

Dem aktuellen Armuts- und Reichtumsbericht des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales lässt sich entnehmen, dass das Privatvermögen in Deutschland wie folgt verteilt ist: 50 % der Haushalte in Deutschland verfügen über 1 % des gesamten Nettovermögens. Dagegen besitzen 10 % der Haushalte über 50 % des gesamten Nettovermögens (Stand 2008). Vergleicht man diese Zahlen mit vorangegangenen Erhebungen aus den Jahren 1998 und 2003, so zeigt sich bei den vermögensstärksten 10 % der Haushalte eine stetige Zunahme des Vermögens, wohingegen das Vermögen der unteren 50 % gesunken ist.² Objektiv existiert demnach eine starke Vermögensspreizung in Deutschland, die sich tendenziell vergrößert.

Und dem entsprechen auch die subjektiven Einschätzungen: Eine im Jahr 2006 von der Friedrich-Ebert-Stiftung in Auftrag gegebene Studie z. B. kommt zu dem Ergebnis, dass das vorherrschende Gesellschaftsbild von einer starken Dichotomie zwischen oben und unten geprägt sei.³ Die durch aktuelle statistische Erhebungen attestierte Zunahme sozialer Ungleichheit in Deutschland wird in zahlreichen Studien aus kultur- bzw. sozialwissenschaftlicher Perspektive thematisiert. So erforscht die Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung Bremen in ihrem Armutsbericht aus dem Jahr 1992 die Lebenslage von armen Menschen unter besonderer Berücksichtigung der Wahrnehmung von Partizipations- und Handlungsspielräumen in unterschiedlichen Lebensbereichen – wie der Versorgung mit Gebrauchsgütern, der Wohnsituation oder der Gesundheit.⁴ Der von Franz Schultze und Kristina Schulz herausgegebene Sammelband »Gesellschaft mit begrenzter Haftung« stellt die Arbeiten einer Gruppe von Kultur- und Sozialwissenschaftlern vor, die zwischen 2000 und 2004 qualitative Forschungen zu Wahrnehmungen

1 Interview mit Conny vom 22.5.2013.

2 Vgl. Bundesministerium für Arbeit und Soziales - Referat Information, Publikation, Redaktion (Hg.): Lebenslagen in Deutschland. Der Vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Kurzfassung des Armuts- und Reichtumsberichts des Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2013 (Erhebungszeitraum 2007 bis 2012). Bonn 2013, S. 12. URL: http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen-DinA4/a334-4-armuts-reichtumsbericht-2013.pdf?__blob=publicationFile (Stand: 3.8.2013).

3 Vgl. Sighard Neckel: Die gefühlte Unterschicht. Vom Wandel der sozialen Selbsteinschätzung. In: Rolf Lindner/Lutz Musner (Hg.): Unterschicht: kulturwissenschaftliche Erkundungen der »Armen« in Geschichte und Gegenwart. Freiburg/Berlin/Wien 2008, S. 19–40, hier S. 25.

4 Vgl. Volker Busch-Geertsema/Ekke-Ulf Ruhstrat: »Das macht die Seele so kaputt.« Armut in Bremen. Bremen 1992 (= Armutsbericht für Bremen im Auftrag und herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtsverbände Bremen), S. 42 f.

und Deutungen gesellschaftlicher und sozialer Verhältnisse in Deutschland sowie zu dem alltäglichen Umgang mit dem sozioökonomischen Wandel durchführten.⁵

Solche Studien möchte ich durch einen explorativen kulturwissenschaftlichen Beitrag zur Erforschung sozialer Ungleichheit leisten. Dabei gehe ich der Frage nach, welche Bilder von oben und unten Arbeitslose bzw. Bezieher von Unterstützungsleistungen haben. Das besondere Interesse gilt hierbei der persönlichen Positionierung der Befragten innerhalb der Gesellschaft: Welche Merkmale werden der eigenen Situation bzw. der der anderen zugeschrieben (Selbst- und Fremdbilder), und welche konkreten Umgangsweisen verbinden sich mit diesen Vorstellungen? In engem Zusammenhang damit steht die Frage, welche Bilder von der sozialen Lage von Arbeitslosen sie bei anderen, v. a. den Wohlhabenderen vermuten (Metabilder). Welche Annahmen über Ursachen für die Existenz eines Oben und Unten bzw. für die eigene Lage gibt es und inwiefern tragen sie zur Konstruktion dieser Bilder bei?

Material und Methoden

Das Material für diese Darstellung bilden qualitative Interviews mit zwei Personen, die in Kontakt mit der Agentur für Arbeit stehen oder standen. Die Interviews fanden jeweils in den Privatwohnungen der Interviewpartner_innen statt und wurden durch einen Leitfaden gestützt, wobei es sich eher um inhaltliche Anstöße in flexibler Reihenfolge als um konkret ausformulierte Fragestellungen handelte, was den Interviewpartner_innen einen möglichst großen Raum für freies Erzählen gewähren sollte.⁶ Nach einer offenen Eingangsfrage zur derzeitigen persönlichen Arbeitssituation wurde nach der Einschätzung der eigenen Arbeitslosigkeit bzw. dem Bezug von Arbeitslosengeld II gefragt. Auch der Umgang des persönlichen Umfeldes mit der Situation der Befragten sowie Meinungen und Haltungen, mit denen die Interviewpartner_innen sich konfrontiert sehen, wurden thematisiert. Ergänzt wurde das Gespräch durch das Vorlegen zweier Photos, deren Motive Armut bzw. Reichtum darstellen sollten.⁷ Durch diese visuellen Impulsgeber sollten eine eigene Positionierung zu den gezeigten Stereotypen evoziert werden.⁸

Die Interviewte ›Conny‹⁹ (32 Jahre) lebt in Hamburg und arbeitet als selbstständige Grafikdesignerin. Nach einer Ausbildung zur Mediengestalterin studierte sie Medien- und Kommunikationswissenschaften und war danach in mehreren geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen angestellt. Derzeit bezieht sie Arbeitslosengeld II, um die Honorare aus ihrer freiberuflichen Tätigkeit aufzustocken. ›Richard‹ (58 Jahre) war nach abgeschlossener Tischlerlehre 30 Jahre lang selbstständig und arbeitete die letzten drei Jahre zusammen mit einem Angestellten als Subunternehmer bei einem Küchenhersteller. Aus wirtschaftlichen, aber auch anderen, priva-

5 Vgl. Franz Schultheis/Kristina Schulz: Zur Einführung – ein Gespräch. In: Diess. (Hg.): Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag. Konstanz 2005, S. 9–19, hier S. 11 f.

6 Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, Berlin 2007 (= Ethnologische Paperbacks), S. 165–186, hier S. 176.

7 Zur Repräsentation und Lesbarkeit spezifischer Inhalte in Bildern vgl. Susanne Hauser: Bilder der Armut. Zu einer Zeichnung von George Grosz. In: Eva Brückner u. a. (Hg.): Armut. Hamburg 1995 (= WerkstattGeschichte, 10), S. 42–54. Vgl. auch nachfolgende Fußnote zum methodischen Einsatz von Bildern in Interviews.

8 Zur visuellen Unterstützung von Interviews durch Fotos vgl.: Jutta Buchner-Fuhs: Die Fotobefragung – eine kulturwissenschaftliche Interviewmethode? In: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1997), 2, S. 189–216, hier besonders S. 196.

9 Alle Namen geändert.

ten Gründen gab er seine Selbstständigkeit im Frühjahr 2013 auf und trat mit der Agentur für Arbeit in Kontakt, um eine Anstellung als Tischler bzw. Monteur zu finden. Nach zweiwöchiger Arbeitslosigkeit arbeitet er seit Mai 2013 in Festanstellung im Messebau.¹⁰

Oben, unten und dazwischen – Bilder vom Selbst und vom Anderen

Wie Gerhard Schulze in seinem Aufsatz zur »Soziologie des Wohlstands« konstatiert, handelt es sich bei der Zweiteilung der Gesellschaft in arm und reich bzw. oben und unten um »subjektiv konstruierte Kategorien«¹¹, die Komplexität reduzieren und das Begreifen einer Gesellschaft in ihrer Gesamtheit sowie die eigene Positionierung darin ermöglichen.

Anhand von Fremd-, Selbst- und Metabildern der Interviewten sollen die damit verbundenen Umgangsweisen sowie die individuellen Erklärungsansätze für die Ursachen sozialer Ungleichheit herausgearbeitet und analysiert werden.

Anhand von Abbildungen von Armut und Reichtum nach ihrer Einschätzung gefragt, distanzieren sich die Befragten deutlich von beiden abgebildeten Gruppen. Als Merkmale, welche die Situation Armut kennzeichnen, assoziiert Richard:

»Also zu diesem hier [zeigt auf Bild 1: Armut, S. L.] fällt mir irgendwie ein: Unterstützung, Armenküche, Bedürftigkeit, demütig, also irgendwie, ja ... Verzweiflung. Ich mein', wer steht da schon gerne? Da möchte eigentlich gar keiner stehen, aber die stehen da, weil sie's müssen, nicht weil sie billig Brötchen haben wollen.«

In der Beschreibung der Bilder zeigt sich deutlich eine negative Wertung der Situation. Die Zuschreibung von Attributen wie »Verzweiflung« oder »Bedürftigkeit« lassen ihren zwanghaften und als unangenehm vermuteten Charakter erkennen. Das »dort stehen Müssen«, um mit benötigten Lebensmitteln versorgt zu werden, verweist auf den geringen Handlungsspielraum, den Richard den abgebildeten Personen zuschreibt. Objektiv betrachtet lassen sich sozial konstruierte Kategorien wie oben und unten anhand der potentiellen Handlungsspielräume definieren, die Auskunft über das spezifische Aktionspotential geben können. Gerhard Schulze bezeichnet dies als persönliche bzw. kollektive »Möglichkeitsräume«, worunter er versteht, »was ein Mensch [oder eine Gruppe, S. L.] zu einem gegebenen Zeitpunkt in einer gegebenen Gesellschaft alles haben oder machen könnte«.¹² Die »Möglichkeitenverteilung« innerhalb einer Gesellschaft gibt dabei Auskunft über die Positionierung eines Individuums oder einer Gruppe in Relation zu anderen.¹³ Richards negative Einschätzung der Situation bei der kostenlosen Essensausgabe verweist somit auf einen sehr eingeschränkten Möglichkeitsraum der abgebildeten Personen. Seinen eigenen schätzt er dagegen höher ein:

»Soweit bin ich noch nicht irgendwie gegangen, dass ich irgendwie mich drum gekümmert hab: Wo könnte ich jetzt wirklich Lebensmittelhilfe kriegen? Hab ich noch nicht drüber nachgedacht. [...] Ich glaube, dann würde ich vorher irgendwas anderes machen. Egal was. Aber da würde ich nicht hin wollen.«

Die Abgrenzung nach unten geht also mit dem Bewusstsein zusammen, über bessere Handlungspotentiale zu verfügen als die abgebildeten Personen. Die daraus abgeleitete Distanzierung resultiert aus als allgemeingültig akzeptierten Vorstellungen und Werturteilen über die untersten Schichten einer Gesellschaft. Diese

10 Interview mit Richard vom 26.5.2013.

11 Gerhard Schulze: Soziologie des Wohlstands. In: Ernst-Ulrich Huster (Hg.): Reichtum in Deutschland. Die Gewinner in der sozialen Polarisierung. Frankfurt a. M./New York 1997, S. 261–285, hier S. 263.

12 Ebd., S. 263.

13 Vgl. ebd., S. 266.

negative Konnotation des Unten wird zwar scheinbar relativ unreflektiert übernommen, die Bewertung der Betroffenen ist in Connys Fall jedoch durchaus von Empathie geprägt:

»Ich gucke eigentlich nie jemanden an mit seiner Penny-Tüte oder so ... also Leute, die halt nach sehr, sehr wenig Geld aussehen, und denke: Ach, der hat nich' gearbeitet, sondern: Oh Gott, da steht bestimmt 'n schlimmes Schicksal hinter.«

Conny sieht die Situation, sich in einer schlechten sozialen Lage zu befinden bzw. arm zu sein, als wenn auch nicht selbst verschuldetes, so doch individuelles »Schicksal« an.

Nach Gründen für Armut und Reichtum gefragt, stellen jedoch beide Interviewten strukturelle Ursachen in den Vordergrund. Richard übt dabei insbesondere Kritik an der gegenwärtigen Arbeitsmarktpolitik:

»Also, was sie auf jeden Fall aufheben sollten [...], dass es Jobs gibt, wo du für 800 Euro arbeitest. Und davon nicht leben kannst. Das kann's einfach nicht sein.«

Gleichzeitig wird eine enge Wechselbeziehung zwischen den beiden Polen der Gesellschaft konstatiert. Richard identifiziert das Handeln der Akteure in höheren sozialen Lagen als Ursache für negative Auswirkungen in niedrigeren Lagen:

»Es war bestimmt notwendig, den Arbeitsmarkt zu reformieren. Aber man hätte auch bestimmte Bremsen oder Mechanismen einführen können, dass damit nicht so viel Schindluder getrieben werden kann. Und das dauert ... bis die jetzt wieder kommen, weil es haben natürlich ganz viele Leute daraufhin 'nen guten Reibach gemacht.«

Aus der Annahme einer Wechselbeziehung zwischen höheren und niedrigeren sozialen Lagen leitet sich sein stark negativ geprägtes Bild von den Reichen ab:

»Und bei dem [blickt auf Bild 2: Reichtum, S. L.] denk ich, dass die [die Reichen, S. L.] davon [Armut, S. L.] gar nichts wissen. Und dass es auch keine Rolle spielt. Weil sie irgendwie vielleicht auch die Bodenhaftung verloren haben.«

Die unterstellte Ignoranz höherer Gesellschaftsschichten gegenüber anderen adiert sich in der Wahrnehmung der Interviewpartner mit spezifischen Merkmalen, die dieser Gruppe zugeordnet werden, zu einem negativen Fremdbild. Anhand einiger augenfälliger Merkmale identifiziert Conny Unterschiede zur eigenen Person und ordnet sie anhand von erlernten Deutungsmustern der Kategorie Reich bzw. Oben zu:

»Aber so Leute, von denen ich denke: Boah, die haben richtig viel Geld ... Geile Handtasche, schicken, teuren Mantel, perfekt gestylt oder so ... Das ist mein Alltagsvorurteil, was ich dann auch gern immer wieder hinterfrage, aber das ist dann so: Reich verheiratet, musste wahrscheinlich nicht viel tun.«

Das Entdecken solcher signifikanten Merkmale, die Gerhard Schulze als »Manifestation der Möglichkeitsverteilung«¹⁴, also allgemein bekannte und lesbare Statussymbole bezeichnet, wird in den Interviews ausschließlich von negativen Bewertungen begleitet. Die Erkenntnis, dass eine Person oder Gruppe anscheinend über einen größeren Möglichkeitsraum verfügt als andere und diese Unterschiede durch verschiedene Distinktionsstrategien¹⁵ deutlich macht, führt zur Einnahme einer moralischen Position: Wer – gemessen am ökonomischen Kapital oder persönlichen Möglichkeitsraum – überlegen zu sein scheint, muss, so hält Conny fest, zumindest auf sozialer bzw. moralischer Ebene der eigenen Person oder Gruppe unterlegen sein:

14 Ebd., S. 267.

15 Zum (oft unbewussten) Einsatz distinktiver Zeichen – wie z. B. bei der Kleidung – vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M. 1982, hier S. 283.

»Es ist halt fragwürdig ... Die Methoden, mit denen die ihr Geld verdient haben, und wie sie das halten können, ob das immer alles so ethisch durchsetzbar ist. Also so, in dem Moment, wo jemand viel Geld zur Schau trägt [...], dann hab ich sofort das Bild, dass da wahrscheinlich irgendwas nicht so ganz richtig läuft. [...] Also, weil ich mir aus meinem Lebenszusammenhang her nicht erklären kann, wie man ganz, ganz, ganz viel Kohle kriegen kann und das auf ethisch saubere Art und Weise halten und mehrern kann. Dann ist es halt wahrscheinlich mit Ausbeutung auf irgendeinem Level verbunden.«

Neben dem unterstellten unmoralischen Verhalten der oberen Gesellschaftsschichten gegenüber den unteren führen noch weitere Aspekte zu einer Abgrenzung der Interviewpartner_innen nach oben. Besonders in Bezug auf Bildung und beruflichen Status zeigen sich bei Conny feste Vorstellungen über exkludierende und damit verbundene selbstreproduzierende Praktiken höherer Gesellschaftsschichten:

»Das sind ja vielleicht die oberen fünf Prozent, wo es klar ist, dass wenn die ein Kind haben, das werden auf jeden Fall Akademiker und die werden auf jeden Fall dann erstmal über die Firma von Daddy einen Einstieg haben und dann sofort [als, S. L.] Personalchef oder oberes Management aufsteigen und so.«

»Und wenn ich das zweite [Bild, S. L.] sehe, das kommt mir ... mindestens genauso fern vor, wo die schicken Asiaten mit Luxuskleidung und teurem Schmuck und so zu sehen sind, das ist mir noch ferner als das andere. Ich gucke auch ... also Zeitschriften, die beim Arzt liegen, wo dann Modephotos mit drin sind und so ... Da hab' ich mich, glaube ich, noch nie so richtig mit identifizieren können.«

Richard bezieht sich im Interview auf die Zeit seiner Selbstständigkeit, wo er aus seiner heutigen Perspektive den zu kritisierenden höheren Gesellschaftsschichten angehört habe. Als jemand, der das Luxusleben kenne, das seinen Ausführungen zufolge die höheren Schichten führen, kann er gewissermaßen als Experte über das Leben der Anderen sprechen:

»Als es mir früher mal richtig gut ging, hab ich auch so'n bisschen ähnlich ausgesehen [zeigt auf Bild 2: Reichtum, S. L.] und hab auch den Designer gemacht und hatte richtig 'n fettes Auto und so weiter. Hat mich persönlich nicht glücklicher gemacht. [...] Ist auch 'ne vergangene Zeit für mich. [...] Und ich halte es auch nicht unbedingt für erstrebenswert. Also für mich nicht mehr, ich muss da nicht nochmal wieder hin. Gut, ich hätte gerne Geld. Aber ob ich dann mich in diese Klischeewelt begeben würde ... Eigentlich nicht, weil es ist mir zu viel Plastik.«

Nach einer Einschätzung ihrer derzeitigen persönlichen Lage gefragt, bemisst Conny ihren Möglichkeitsraum anhand des Geldes, das ihr aktuell zur Verfügung steht:

»Also ich lebe sowieso keinen großen Luxus, der mir jetzt fehlen würde. Also, ich bin halt auch nich' so tief gefallen, ne? Wenn ich mir was viel Größeres schon aufgebaut hätte, wär's wahrscheinlich schmerzhafter gewesen als jetzt auf den Luxus zu verzichten, den ich mir eh noch nie so richtig leisten konnte.«

Um ihren heutigen Lebensstandard zu legitimieren, argumentiert sie mit Gewohnheit und Genügsamkeit, was soziale Positionen und materielle Güter angeht. Auch Richard, der seit Kurzem in einem festen Angestelltenverhältnis arbeitet, erklärt seine Zufriedenheit mit der derzeitigen Situation:

»Jetzt hab' ich das, was ich so habe, um irgendwie mein Leben hier zu organisieren. Und das reicht.«

Doch zeigen sich bei Conny neben den rationalen Überlegungen über den eigenen Möglichkeitsraum, die die persönliche soziale Lage erklären und bestätigen sollen, ambivalente Umgangsweisen mit dieser Situation:

»Es ist natürlich nicht leicht, was zu finden, wo ich bleiben kann und wo ich bleiben will, ehm, was, ehm ... weil also ... was besser wäre als Hartz IV und meine jetzige prekäre Situation, und wahrscheinlich isses, also isses ein bisschen Hoffnungslosigkeit. [...] Na ja, Hoffnung habe ich schon, aber es ist halt so eine Art von Endstation, ne?«

Nur zögerlich berichtet Conny von dem Gefühl der Resignation, das sich einstellt, wenn die eigene Lage zwar als prekär erkannt wird, ein Lösungsweg jedoch nicht erkennbar ist. Gleichzeitig führt die als defizitär empfundene Situation bei ihr zu kreativen Praktiken des Umgangs und daraus resultierend zu mehr Selbstvertrauen und Leistungsbewusstsein:

»Gibt schon Sachen, die ich dann eben in Zeitschriften sehe, wo ich dann denke: Oh wie schön! Das würde ich auch gerne haben – na ja, egal. Mache ich mir selber, und dann sieht das eh viel cooler aus und selbstgemacht ist viel schöner.«

Das ökonomisch eingeschränkte Handlungspotential wird selbsttätig erweitert, der persönliche Möglichkeitsraum ausgedehnt. Der Mangel an ökonomischem Kapital kann somit durch kulturelles Kapital ausgeglichen werden, wodurch das erreichte Ergebnis (z. B. selbstgenähte Kleidung) aus Connys Perspektive sogar wertvoller erscheint als die käufliche Vorlage.

Richard, der sich nach Ende seiner Selbstständigkeit vergeblich an die Agentur für Arbeit wandte, um eine Festanstellung als Tischler zu finden, hat durch Eigeninitiative und private Kontakte innerhalb von zwei Wochen eine neue Stelle gefunden. Er bekam durch den Job neues Selbstvertrauen und ein Bewusstsein für die eigenen Fähigkeiten und Chancen:

»Ich hab aber jetzt auch keine Angst mehr, zu sagen: O.k., ich guck' mal, wenn ich irgendwas sehe in der Zeitung oder was auch immer, dann würde ich da auch 'ne Initiativbewerbung hinschreiben.«

Die Kompetenzen der Sachbearbeiter_innen in der Agentur für Arbeit schätzt Richard als mangelhaft ein:

»Es gab überhaupt keinen Ansatz, in irgendeiner Form einer kompetenten Antwort, dass man sagen konnte: O.k., Sie können ja mal da oder da ... oder in die und die Richtung ... Das, was ich wissen wollte, das hätte ich auch alles vorher selber recherchieren müssen. Und sie war auch nicht in der Lage oder auch irgendwie nicht bereit, da was dafür zu unternehmen. Außer mich weiter woanders hin zu verweisen.«

Auch Conny ist vom Engagement der Agentur für Arbeit für ihre »Kunden«¹⁶ enttäuscht:

»Also, ich hab' so oft auch meinen Sachbearbeiter gewechselt, weil die mitunter auch gar keine Ahnung hatten von meinem Feld [...]. Ich meine, das war halt der erste, der frei war. Weißte, dann wartest du da vier Wochen auf so einen Termin und dann kriegste da jemanden, der keine Ahnung hat vom akademischen Arbeitsmarkt, und dann [...] bringst du halt Sachen mit und der hat die Formulare überhaupt noch nie gesehen und keine Ahnung von den Jobs.«

Das kritische Bild, das die Befragten von den zuständigen Sachbearbeiter_innen haben, wird von den Vorstellungen darüber, was diese von ihnen denken, verstärkt. Aus den Ausführungen der beiden Interviewpartner_innen lässt sich ein Metabild ableiten, das geprägt ist von Abwertung und Degradierung. Beide Gesprächspartner_innen berichten von der Erfahrung, sich im Kontakt mit der Agentur für Arbeit auf ihre Arbeitskraft bzw. ihre potentielle Leistungsfähigkeit und -bereitschaft reduziert zu fühlen. Conny resümiert über ihren Besuch in der Agentur für Arbeit:

»Ich mein', ich bin ein Verwaltungsfall. So, und wenn die Tür hinter mir zugegangen ist, dann ist es vorbei. So einfach ist das bei denen.«

Kritisiert wird also eine Stereotypisierung durch die Sachbearbeiter_innen, die völlig schematisch vorgehen, ohne die Klient_innen in ihrer Individualität, ihren spezifischen Fähigkeiten und Bedürfnissen wahrzunehmen und zu respektieren.

16 So der Wortgebrauch bei der Agentur für Arbeit. Vgl. URL: http://www.arbeitsagentur.de/nm_26260/Navigation/zentral/Buerger/Buerger-Nav.html (Stand: 3.8.2013).

Das Selbstbild einer Person steht in Wechselwirkung mit den Vorstellungen darüber, was die anderen über die eigene soziale Position denken. Die Einschätzung der eigenen Lage als eher niedrig wird in der Wahrnehmung der Interviewpartner_innen von anderen – hier den Sachbearbeiter_innen der Agentur für Arbeit – gespiegelt und trägt zu einem von Defiziten bestimmten Selbstbild bei. Dabei wird die eigene prekäre finanzielle Situation mit mangelnder Leistungsbereitschaft assoziiert. Die bei den anderen vermutete Gleichsetzung der eigenen Person mit einem niedrigen oder unsicheren beruflichen Status wirkt auf Connys Selbstbild zurück:

»Ich hab das früher nie so gemerkt, wie sehr man sich über 'nen Job auch definieren kann und wie sehr diese Frage kommt, wie früh diese Frage auch in Gesprächen kommt: Und was machst du so beruflich? [...] Früher bin ich also ganz selbstverständlich vielleicht auf Leute zugegangen und hab' so erzählt, was es in meinem Leben so gibt, ohne groß drüber nachzudenken, das war immer selbstverständlich. Und jetzt ist es eher so ein: Oh, an welchem Punkt kommt diese Frage mit der Arbeitslosigkeit?«

Der Sozialphilosoph Axel Honneth identifiziert Arbeit als wichtigen Faktor der Identitätsbildung und -stabilisierung, wobei sich ihr Stellenwert gerade in Situationen zeige, die von der gesellschaftlichen Norm abweichen:

»Nach wie vor macht die Mehrheit der Bevölkerung die eigene soziale Identität primär von der Rolle im organisierten Arbeitsprozess abhängig. [...] Arbeitslosigkeit wird [...] als soziales Stigma und individueller Makel erfahren, prekäre Beschäftigungsverhältnisse werden als belastend empfunden, die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes stößt in weiten Kreisen der Bevölkerung auf Unbehagen.«¹⁷

Wird die bei anderen wahrgenommene Einschätzung der Wertigkeit oder Leistungsfähigkeit der eigenen Person als minderwertig in das eigene Selbstbild integriert, ruft dies ein Gefühl der Scham hervor. Der Soziologe Sighard Neckel versteht unter Scham die Wahrnehmung der eigenen Person als defizitär, was durch eine erlebte oder befürchtete Abwertung ausgelöst wird:

»Scham zeigt den Einbruch der eigenen Wertschätzung unter dem Druck einer Situation an, in der die reale oder imaginierte Fremdwahrnehmung das Subjekt einen Achtungsverlust gegenüber der Gruppe befürchten lässt.«¹⁸

Im Fall von Conny zeigt sich eine enge Verknüpfung der Fremdwahrnehmung, die sie aufgrund ihrer problematischen beruflichen Lage als negativ antizipiert, mit einer Absenkung des Selbstwertgefühls. Richard dagegen scheint sich seiner eigenen Leistungsfähigkeit und -bereitschaft sehr bewusst zu sein. Wie während des Interviews deutlich wird, besteht eine große Diskrepanz zwischen seiner persönlichen Auffassung darüber, welchen Wert die eigene Arbeitskraft und Leistungsbereitschaft in einer Gesellschaft haben (sollten) und in welcher Form diese seiner Meinung nach durch andere – Politiker, Arbeitgeber oder Mitarbeiter der Agentur für Arbeit – gewürdigt werden. Die Erfahrung, dass sein persönliches Selbstwertgefühl und die Bewertungen anderer, die er aus den realen Arbeitsmarktbedingungen ableitet, wenig übereinstimmen, löst bei Richard Empörung aus:

»Man kann dafür sorgen, dass die Leute so viel Geld verdienen, dass sie davon vernünftig leben können. Ja, ich will nicht irgendwie der Porsche-Chef sein oder irgendwie 'ne Million im Jahr verdienen oder so für Nichtstun. Gut, die arbeiten ja auch, ich möchte den Stress auch nicht haben oder so. Aber ich liefere eine Leistung und dafür möchte ich anständig bezahlt werden. So, dass ich danach nicht betteln gehen muss.«

17 Axel Honneth: Arbeit und Anerkennung. Versuch einer Neubestimmung. In: Polar #4: Über Arbeiten. polar. Politik, Theorie, Alltag. o. O., o. J. URL: http://www.polar-zeitschrift.de/polar_04.php?id=175#175 (Stand: 16.8.2013).

18 Sighard Neckel: Achtungsverlust und Scham. Die soziale Gestalt eines existentiellen Gefühls. In: Ders.: Die Macht der Unterscheidung. Essays zur Kultursoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt a. M./New York 2000, S. 92–109, hier S. 100.

Richard reflektiert das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft und postuliert eine gegenseitige Verantwortung, die sich in einem an ethischen Maßstäben ausgerichteten Geben und Nehmen konstituiert, deren Erfüllung durch beide Seiten er als moralische Pflicht betrachtet:

»Man wird nicht wie jemand behandelt, der 30 Jahre gearbeitet hat. Und 30 Jahre lang irgendwie Leistung gebracht hat dieser Gesellschaft gegenüber.«

Diese Aussage verweist erneut auf Ursachen, die für die Existenz eines Oben und Unten innerhalb der Gesellschaft herangezogen werden. Moralisch schlechtes Verhalten in verschiedensten Bereichen – hier im Besonderen in der Politik und auf dem Arbeitsmarkt – führt Richard zufolge zu einer Bereicherung der einen auf Kosten der anderen. Er empfindet die heutige Situation als Bruch mit dem Solidaritätsprinzip eines Sozialstaates, das er während seiner 30-jährigen Berufstätigkeit erfahren hat und durch das die schwächeren Mitglieder der Gesellschaft (Alte, Kranke, Arbeitslose) durch die stärkeren abgesichert wurden.¹⁹ Conny, die während ihrer vergleichsweise kurzen Phase der Erwerbsarbeit mit der sich immer deutlicher abzeichnenden Kluft zwischen oben und unten aufgewachsen ist, bewertet diese gesellschaftliche Entwicklung zwar als moralisch falsch, akzeptiert sie jedoch als gegebene Ordnung und interpretiert die Lage der unteren Schichten als individuelles Schicksal, was zu einer Schambelegung des eigenen niedrigen sozialen Status führt.²⁰

Fazit

Bilder vom Selbst und vom Anderen, die sich auf die soziale Ordnung in einer Gesellschaft bzw. auf die Kategorisierung in ein Oben und ein Unten beziehen, gehen, wenn sie reflektiert und in Sprache übersetzt werden, stets mit der eigenen Positionierung innerhalb des wahrgenommenen Gefüges einher. Dieses Sich-Positionieren und das Wechselspiel bzw. das Widerspiegeln der Bilder bis in die Selbstwahrnehmung hinein konnte in den beiden geführten Interviews aufgezeigt werden – wobei unterschiedliche Strategien erkennbar wurden.

Auf narrativer Ebene wird die Einschätzung der persönlichen sozialen Lage durch Zugehörigkeits- bzw. Abgrenzungsstrategien erreicht. Tendenziell verorten sich die beiden befragten Personen zwischen den dichotomen Polen oben und unten, grenzen sich aber auf unterschiedliche Weise von den Polen ab – Conny einerseits mittels Distanz herstellender Empathie, andererseits mittels Scham, Richard durch Scham und Empörung.

Als Ursachen für die sozio-ökonomische Dichotomie werden von beiden Interviewpartner_innen weniger persönliche als vielmehr strukturelle Faktoren – wie etwa die Arbeitsmarktpolitik – thematisiert, womit sie sich, mit Schulze gesprochen, am vereinfachenden gesellschaftlichen Diskurs orientieren.

19 Michael Vester zeigt in seinem Aufsatz »Der Wohlfahrtsstaat in der Krise«, wie seit den 1990er Jahren zahlreiche politische Maßnahmen anhand von moralischen Maßstäben die Gesellschaft in ein Oben und Unten teilen, wobei die oberen Schichten idealisiert und politisch begünstigt, die unteren abgewertet und sozial benachteiligt werden – Entwicklungen, die eine zunehmende Entsolidarisierung zwischen den unterschiedlichen sozialen Lagen in der Gesellschaft vorantreiben. Vgl. Michael Vester: Der Wohlfahrtsstaat in der Krise. Die Politik der Zumutungen und der Eigensinn der Alltagsmenschen. In: Franz Schultheis/ Kristina Schulz (Hg.): Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag. Konstanz 2005, S. 21–33.

20 Eine solche Tendenz zur Individualisierung oder Subjektivierung der wahrgenommenen sozialen Abwertung diagnostiziert Sighard Neckel auch in seinem Aufsatz über den Wandel der sozialen Selbstschätzung. Vgl. Neckel, wie Anm. 3, S. 40.

Den reichen gesellschaftlichen Schichten werden in der Konkretisierung des Selbst- und Fremdbildes Ignoranz und Distinktionsverhalten unterstellt, was bei den Befragten eine reziproke Abgrenzung gegenüber diesen Gruppen hervorruft. Einerseits werden die Möglichkeitsräume der Reichen in Bezug auf das ökonomische Kapital und spezifische Privilegien auf dem Arbeitsmarkt zwar als größer eingeschätzt, jedoch moralisch abgewertet und damit die eigene Position moralisch aufgewertet. Andererseits bleiben die Armut und das Unten: Selbstbilder, die die eigene, als niedrig empfundene soziale Lage reflektieren, konstituieren sich in enger Beziehung zu Metabildern. Als negativ empfundene, vermutete Stereotypisierungen durch andere werden mit der persönlichen Selbsteinschätzung abgeglichen und führen je nach Grad der Übereinstimmung bzw. Abweichung zu Scham oder Empörung und dem Versuch, die eigenen kreativen Erweiterungen des begrenzten persönlichen Möglichkeitsraumes (Kleidung nähen bzw. einen Job finden) mit Stolz herauszustellen.



Susanne Lohmann
c/o Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
20146 Hamburg
susanne.lohmann@mail.de